

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 26 (1943-1944)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzelnummern kosten 20 Rappen. Erschließt auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einschaltungen auf Postgebührenkonto VIII b 58 Wintertur.

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Gesellschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inseraten-Annahme: August Fieß, H.-G., Stöcklistrasse 64, Zürich 2, Telefon 72975. Postfach-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Wintertur AG., Telefon 22252. Postfach-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einseitige Zeile 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Kleinanzeigen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschlägen der Inserate - Inseratenstich Montag abends

1. August 1944

Der Krieg hat sich so sehr verdichtet, daß wir in immer kürzerer Zeit dem Paratekte zugutreiben können, auf einem Strom von Blut und Tränen. Wenige von uns kennen den Krieg und seine ungezählten Nebenwirkungen aus eigener Anschauung. Nur vom Hören und Lesen, aus dem Spiel unserer Vorstellungsvermögen, erleben wir das Grauenhafte oder aus Anteilnahme am Schicksal anderer. So bleiben wir unberührt und gehen dennoch im Banne des Ungeheuerlichen durch jeden einzelnen unserer Tage.

Darum fällt es schwer und liegt dem Gefühl entgegen, einen Tag einzufaden, der in seiner Festlichkeit mit früheren Bundesfeiertagen Ähnlichkeit haben soll. Selbstverständlich ist, die leuchtenden Fahnen flattern zu sehen, als gäbe es Freude. Heimat — wir nehmen dieses geliebte Wort seltener in den Mund als in den letzten Jahren; denn mit dem Begriffe leben wir nun eng verflochten. Tag um Tag. Wir, die wir uns in der Schuld der Menschheit einbezogen wissen, haben Widerstände in uns zu überwinden, aus dem nicht mehr Bereiten, sondern zur täglichen Bemühung gewordenen wieder ein Veredetes zu machen. Und doch werden wir, wenn dieser 1. August anbricht, uns aus dem stummen Regier der Arbeit erheben, um dem ewigen Antlitz zu sehen. Unser Herz schlägt nach der ewigen Quelle. Daß wir sie rein und unberührt fließen sehen, das mag unser 1. August 1944 werden.

Heimat — nur dann ist sie es uns, wenn sie im Schatten göttlicher Heimat steht, die keine Grenzen kennt und alle Völker umfaßt. In aller Vertrautheit ist sie uns wie das Banner am Turm das noch unerreichbar, das zukünftige. Sie will von uns erschaffen, gestaltet sein, immer neu, in einer Welt, die ihre Gestalt von Jahrhundert zu Jahrhundert, rascher jetzt, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ändert. Alles Verlebende ist heute in einen ungeheuren Schmelztiegel geworfen. So sorgfältig wir Schweizer Grenzen und Aufbaum bewachen, so sind wir doch genau wie die Völker alle in den Umschmelzungsprozeß einbezogen. Aber nicht willenlos wollen wir uns der Umwandlung hingeben, sondern wie Menschen, die die Hand des Höchsten an sich spüren fühlen. Als unüberwindbare Sternbilder müssen wir die göttlichen Ordnungen in unserem Blute tragen. Nur anfangen können wir die große Arbeit des Ordens nach diesem Krieg, können unseren Weg durch die schrecklichen Drahtverhaue von Haß, Vergeltung, Rache, Schmerz und Heimatlosigkeit bahnen. In die Hände unserer Kinder werden wir Laß um Laß legen müssen. Sie auf das rechte Erbe zu verweisen, ist zugleich unsere Aufgabe; denn neue Würdevollheit, engere Schicksalsverbundenheit, größere Verantwortlichkeit des einen für den anderen wird Ziel auch der Völker sein müssen. Wie sehr wir Gott danken, daß wir im Frieden

An das Schweizervolk

Es entspricht dem am Bundesfeiertag immer aufs neue in Erinnerung gerufenen Wortspruch der Männer vom Rütli: „Einer für alle, alle für einen“, daß auch dieses Jahr vom Bundesfeier-Komitee eine Sammlung zugunsten eines wohltätigen, gemeinnützigen Zweckes durchgeführt wird. Ihr Beitrag soll 1944 dem Schweizerischen Roten Kreuz zugute kommen. Keine andere Zweckbestimmung würde im gleichen Maße den besonderen Verhältnissen und Anforderungen der gegenwärtigen außerordentlichen Zeit Rechnung tragen.

Der Aufgabekreis des Schweizerischen Roten Kreuzes hat durch die besonderen Bedürfnisse, die durch den Krieg hervorgerufen worden sind, eine beträchtliche Erweiterung erfahren. Dieser Tätigkeit kommt eine erhöhte Bedeutung zu. Wäre das Rote Kreuz nicht schon vor dem Kriege vorhanden gewesen, so hätte zweifellos eine ähnliche staatliche Einrichtung seither geschaffen werden müssen. Obgleich es eine private Institution ist, erfüllt es gerade in der Kriegszeit eine Reihe von Aufgaben, die im Grunde genommen Sache der Allgemeinheit sind.

Umso mehr verdient das Rote Kreuz unsere Sympathie und tatkräftige Unterstützung. Welche wichtige Rolle ihm gerade während der Mobilisation unserer Armee zukommt, geht daraus hervor, daß es dem Armeesanktionsdienst das gesamte freiwillige Pflegepersonal und Spitalmaterial zur Verfügung stellt. Darin liegt auch eine unentbehrliche Vorstufe für den Kriegsfall. Das Rote Kreuz widmet sich weiter der ständigen Verbesserung der Ausbildung der

Krankenschwestern. Es hat auch den Blutspendendienst organisiert, und zwar nicht nur für die Armee, sondern auch für die Zivilbevölkerung. Seit der Mobilisation entfaltet das Schweizerische Rote Kreuz auf dem Gebiete der Soldatenfürsorge und der Flüchtlings- und Interniertenhilfe eine regenreiche wie fruchtbare Initiative.

Seine Tätigkeit bleibt nicht auf die Schweiz beschränkt. In Verbindung mit dem internationalen Roten Kreuz hat es seine Dienstleistungen durch die Veranstaltung von Kinderhilfsaktionen in Frankreich, Finnland, Belgien, Serbien, Kroatien, Griechenland und Italien auf das Ausland ausgedehnt und dadurch viel Kriegsgut und Glend gemildert.

Die Bewältigung dieser stark gesteigerten Aufgaben erfordert vermehrte finanzielle Mittel, die nur durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden können. Dem Schweizervolk bietet sich Gelegenheit, anlässlich der Bundesfeierammlung erneut seine menschenfreundliche Gesinnung zu bezeugen und dem Roten Kreuz für seine eble, dem Schweizernamen zur Ehre gereichende Tätigkeit Dank und Anerkennung zu zahlen. Gewiß haben viele, an die sich dieser Appell richtet, mit den eigenen Sorgen und Mühen genug zu tun. Solange wir aber das unermessliche Glück haben, von den Schrecken des Krieges verschont zu bleiben, hat immer noch ein jeder die Möglichkeit, sein Scherlein an die Hilfe zugunsten aller jener beizutragen, die vom Kriege ungleich härter getroffen worden sind.

Dr. W. Stampfli

Bundespräsident

Antwort auf ein Telegramm

Der Bund Schweizer Frauenvereine und der Verband für Frauenstimmrecht hatten an Frau von Horthy ein Telegramm mit der dringlichen Bitte gerichtet, sich persönlich für die verfolgten Juden in Ungarn einzusetzen. Sie sind nun im Auftrage der Kabinetts-Kanzlei des Reichsverwesers telegraphisch informiert worden, daß Frau von Horthy alles in ihrer Macht stehende tun wird, um den Geboten der Humanität Geltung zu verschaffen.

Der Waadtländer Schild

1859

In der Brücke zu Lausanne
Säht der Wappenschild von Waadt,
Darauf „Waterland und Freiheit“
Froh das Volk geschrien hat.
Erzogenen glanz das Wappen,
In der Sonne strahlt die Schrift;
Also schrieb man in Helvetien,
Und von Eilen war der Stilt!

Siehl im regen Brückenwandel
Malet sich ein schönes Bild;
Liebend hebt ein kleines Kindchen
Seinen Bruder vor den Schild,
Lehrt ihn schreiben jene Worte
„Freiheit“ und das „Waterland“!
Und sie führt des Knäbleins Finger
Mit der wenig größern Hand.

Und sie lenkt den zarten Finger
Am Metall hinauf, hinab,
In den sonnenbräunlichen Zeichen,
Die das große Rom uns gab.
Und wie von der Kinder Lippen
Gold in Gold zusammenfließt,
Von der Wangen Freudenröte
Auch an Nase bläulich spritzt.

Aber auf derselben Brücke
Gibt ein einsam fremder Mann,
Handelt mit ergauntem Saare
Still und kühl in Licht und Damm;
Er genährt das Spiel des Kleinen,
Räucher fließt köstlich sein Blut,
Doch um schmerzlich nur zu klagen
Um verlorenes höchstes Gut.

„Welche Worte seht ihr schreiben
Hier die Lippen und das Glut!
Weshalb wenden sie mein Schenken,
Frankenland! zu ihr zurück!
Was mir dort in Blut und Grauel
Im Verrat zusammenbrach,
Lehrt hier ein Kind das andre,
Singt der Vogel auf dem Dach!“

„Ist denn euer Himmel blauer,
Schweizer! goldner eure Korn?
Sind denn lauter eure Brunnen,
Eure Rosen ohne Dorn?
Glut und Unschuld, ach! sie bauen
Wohlf allein der Freiheit Reich!
Oh ihr schuldlos Ieb — nicht wech ich's —
Doch geeignet seht ihr euch!“

Gottfried Keller

Erinnerung an Ferdinand Bloem, französischer Revolutionär, 1848 Mitglied der provisorischen Regierung, lebte seit dem Staatsstreich von 1852 im Schweizerischen Exil und starb in Lausanne. Er war es, der auf der Brücke die zwei Kinder sah.



Ein heiterer Roman von A. T. Monti.

Vorgeschichte: Die junge Veronika umgibt der junge Albert Piller mit seiner fernen Heimat die Schaulustigen. Sie beginnt ihm nicht unheimlich. Und unheimlich aber verhält sie der Schaulustigen Veronika, welcher in dem Jüngling einen gefährlichen Rivale erblickt. Oben wurde ihm ein Streich gespielt, daß er infolge der erwiesenen Erklärung nur noch niedriger anstehen könne. Wo ist Erleichterung? Da ist Albert verblüfft?

Zehn Minuten später hielt der Tag vor einer Vorstadtkirche.
„Da ist er!“ sagte der Wirt und zeigte auf einen grauhaarigen Mann, der allein an einem Tische saß.
„Herr Carl Banoni?“ fragte Albert.
„Was wollen Sie?“ brummte der Sänger.
„Wir wollen Sie abholen. Sie müssen mit uns ins Theater kommen und den Mairico singen. Der Tag wartet draußen.“

„Ich singe nicht!“ erklärte der Mann brüß und winkte dem Kellner.

„Aber Sie haben doch Herrn Dübelsitz zugesagt, Herr Banoni!“

„Ich hab's mir anders überlegt“, antwortete der Sänger. „Ich singe nicht!“

Er schlug mit seiner ungeheuren Faust auf den Tisch und schaute seinen jungen Besucher wütend an. Plötzlich jedoch glätteten sich seine Züge und ein nachsichtiges Lächeln huschte über sein Gesicht. „Nichts für ungut, junger Mann. Trinken Sie und lassen Sie mir ein wenig Gesellschaft!“

Albert begann Gewissensbisse zu empfinden. Es war nicht zu leugnen, wenn die Vorstellung abgebrochen werden sollte, so war das allein seine Schuld. Sein Nachsatz war gut gelungen, doch solche Folgen hatte er nicht beabsichtigt. Nun waren die Bedrängten alle Mitglieder des Ensembles, inklusive Wirt. Er fand es lächerlich, daß gerade dieser verfluchte Kerl die Hilfe bringen sollte. Er betrachtete verflissen den ins Glas starrenden Sänger und flüsternte plötzlich vor sich hin:

„Der Agent hatte doch recht. Ich habe die Wette verloren.“

„Wie...?“ sagte Banoni, der plötzlich hellwach war. „Was haben Sie gesagt?“

„Ich, nichts“, meinte Albert leichthin. „Ich sprach von einer Wette, die ich verloren habe. So ein schmieriger Agent, hat nämlich behauptet, nun...“, es ist ja egal...“

„Was hat er behauptet? Daß ich... daß ich meine Stimme verloren hätte, wie...?“

„Ja, irgend so etwas hat er dahergeredet. Ich habe Sie früher oft gehört und habe ihm ganz

antwortet, daß man eine solche Stimme nicht plötzlich verlieren könne, und daß Sie heute noch alle Töne des Landes in die Tische flüchten, wenn...“

„Tu ich auch!“

„Ich weiß es... Doch... die Wette hätte ich verloren!“

„Was für ein Kerl hat das behauptet? Einwa der Armin Bepf?“

„Ja!“ log Albert.

Banoni knirschte hörbar mit den Zähnen und ballte die Faust. „Gehen wir!“ rief er zwischen den Zähnen hervor. „Sie sollen Ihre Wette nicht verlieren! Ich tue es nicht! Ihrem schätzbaren Direktor schreibe nur Ihre Wette nach, junger Mann. Hören Sie?“

Schwerfällig erhob er sich und ließ sich in seinen Mantel helfen. Schweigend folgte er dem jungen Mann, der die Wette schnell, bevor sich Banoni anders begeben konnte, in das wartende Auto schlepte.

„Gott sei Dank, daß Sie gekommen sind!“ rief Banoni seinem Rettungengel entgegen, doch der würdige ihm keines Blickes, sondern knippte nur an ihm vorbei.

„Wieviel Zeit haben wir?“ hurrte er.

„Schönes zehn Minuten!“

Da umringten die Garderobiers den Ankömmling und rissen ihm die Kleider vom Leib. Einer schmückte, einer frisierte ihn, einer bogte ihm die Stiefel an, einer zwängte ihn in die Rüstung hinein. Banoni ließ alles stumm mit sich geschehen, und erst als

mit Ach und Krach sein Bauch in die enge Rüstung placiert war, hurrte er. „Einen Cognac!“

„Lieber Gott!“ röhnte Nicolai. „Er ist ja schon jetzt völlig betrunken! Die Leute werden wiehern, wenn sie dieses Schnapsfaß erblicken!“

Der Agent fragte sich nachdenklich das Kinn.

„Ja, dieser Banoni hat sich stark verändert. Ich habe ihn vor drei Jahren zuletzt gehört. Damals war seine Stimme noch ganz paffst. Jetzt scheint er mir allerdings ganz unten zu sein.“

Er verknümmte, baß der Kolof jetzt in der Garderobierstube erschien und sich gegen die Bühne hin bewegte.

„Gleich wird er hinfallen“, flüsterle der bellumerte Direktor. „Schnell, wenn er mir nur nicht auf offener Bühne hinplumpst!“

Aber Carl Banoni fiel nicht hin. Langsam Fuß vor Fuß setzend, bewegte er sich wie ein Baby, das gehen lernt.

„Herr Banoni!“ rief ihm Nicolai nach. „Soll ich vor den Vorhang treten und anjagen, daß Sie die Rolle übernehmen haben?“

Er nickte, und als Nicolai durch den Vorhang schlüpfte, um den Rollenwechsel anzukündigen, blieb er stehen und lauschte angepaunt. Dann huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Die Zuschauer applaudierten, als sie seinen Namen hörten. „Sie haben mich nicht vergessen“, flüsterle er. „Sie kennen mich, lieben mich.“

Dieser Applaus wirkte gleich einem Lebensstreich auf ihn. Mit einem Mal schien er verändert, der

Frauenorganisationen als Ausdrucksform politischen Wirkens

Was das Bild der „Frau von heute“, der „Frau von morgen“, anbelangt, geht seit einiger Zeit ein merkwürdiger Rauch durch den Wälderwald. Er bläht ein, daß die moderne Frau vor allem auch durch ihre Eigenartigkeit zu jeglicher Organisation getrieben sei.

Da heißt es etwa: Die Organisation, dieser Balsglocke der Gegenwart, entwerfen sich das Leben, normalisiert alles Künftige. — Die offiziellen Organisationen schaffen manche hilfreichen Frauen ab. Es sind Maschinen, und die Helferinnen ist ein Rad im Maschinenwerk. — Und im übrigen hat dieser Krieg wieder gezeigt, daß sich die Frauen nie und nimmer organisieren lassen. Organisation ist dem Weibe der Frau im Innersten anzuwider. —

Verartige Meinungen wollen scheinbar die Eigenart der Frau, ihre Interessen befürworten. In Wirklichkeit aber sind sie denselben gerade entgegengesetzt. In Form dieser Schlagwörter hilft eine ganze Herde trojanischer Pferdchen herum. Was das trojanische Pferd zu bedeuten hatte, weiß man: Die Trojaner waren mit Wollheit geschlagen und führten das Ungeheuer jubelnd auf den heiligen Berg, wo dann alsbald die feindlichen Krieger aus dem Pferd herausstiegen und die ahnungslosen Bürger erlöschten.

Der Begriff „Die Frau von heute und morgen“ hat suggestive Kraft. Wer möchte sie — übrigens mit vollem Recht — nicht auch verkörpern? Aber hätten wir uns vor der Gedankenlosigkeit, durch diese Meinung unermittelt mit dem, uns in die Schube gegebenen, Charakterzug der „Organisationsfähigkeit“ zu hypnotisieren und damit schließlich noch selbst an ihn zu glauben. Diese Beurteilung ist nicht nur grundlos, sondern auch gefährlich. Wenn die Frauen sich selbst von ihrer „Organisationsfähigkeit“ überzeugen lassen, so würden sie damit die Waffe, welche der wirklichen weiblichen Eigenart Geltung verschafft, nämlich den Willen zur Vereinigung der Frauen, aus der Hand sinken lassen.

Anstatt uns, von Blindheit geschlagen, ins eigene Fleisch zu schneiden, wollen wir lieber die Augen öffnen und diese trojanischen Pferdelein noch vor den Mauern unserer Stadt ein wenig unter die Lupe nehmen.

Natürlich bemaß die Frau in ihrem persönlichen Kreis durch unmittelbares Wirken so viel — und fluecht damit indirekt zum Wohl des Ganzen, der Allgemeinheit bei — das sind doch die Worte, mit welchen man die Frauen von ihrer Organisation abzuwenden versucht. Sie sind recht und gut, aber damit ist eben nur ein Teil der im Interesse der weiblichen Eigenart erzielbaren Aktivität der Frau im Dienste der Gemeinschaft gemeint. Neben den Aufgaben, welche jeder Frau aus Ehrgeiz und Eifer erwachsen, gibt es eine Unzahl von Aufgaben, die nur eine Gemeinschaft von Frauen bewältigen kann. Und dann darf vor allem auch nicht vergessen werden, daß eine soziale, wirtschaftliche, politische Verbesserung der Lage der Frau in erster Linie durch geeinten weiblichen Willen, also durch Verbände von Frauen, erreicht werden kann.

Die „Frau von heute“ und die „Frau von morgen“ möchte auch außerhalb der engen Gemeinschaft, der Familie, ihre weiblichen Weisen

in weiteren Gemeinschaften Kraftvoll entfalten und damit überhaupt ihre Persönlichkeit und ihre persönlichen Möglichkeiten.

Viel weniger als man glaubt, wird nun dieser Boden der persönlichen Entfaltung nicht von den Einzelnen geschaffen. Schmieden ihres Glücks ist die Einzelne meist nur innerhalb eines von anderen Kräften bestimmten Spielraumes. Wer die Bedeutung der weiblichen Organisationen unterschätzt, begeht den Irrtum, nicht in Betracht zu ziehen, daß der heutige bereits erweiterte Spielraum weiblicher Möglichkeiten, weit davon entfernt, eine Selbstverständlichkeit zu sein, ja gerade zu einem beträchtlichen Teil ein indirekter Erfolg weiblicher Organisationsfähigkeit ist.

Darum lerne sie aus der Vergangenheit für die Zukunft. Die Vereinigung der Frauen ist eine wirksame Waffe, dieses Ziel einer erweiterten Entfaltung herbeizuführen.

Selbstverständlich gibt es kurzweiligere Stunden als an einer Vereinigung, selbstverständlich präsentiert sich bei vielen anderen Arbeiten deren produktiver Wert schneller und sichtbar. Aber wer möchte denn den Weg, welcher ihn zu der Verwirklichung der Grundlagen einer größeren persönlichen Entfaltung führt, nicht beschreiten, weil er einige notwendige Umlänge beschreitet.

Zusammenschluß, Bund, Vereinigung bewirken Einigkeit. Einigkeit macht stark. Nicht nur die Männer, auch die Frauen. Der Zusammenschluß ist eine wunderbare Kraft. Sie ist größer als die Summe der Kräfte der einzelnen Beteiligten. Das Verbinden erzeugt eine Konzentration von Willenskraft, welcher auf beiden Seiten, das heißt bei den nicht Vereinigten, nur einer Vernetzung der Willenskräfte gegenüber steht. Darum auch die Durchdringung der wirklich auf Ziele freudenden Vereinigungen. Sie organisieren ist das wunderbare Werkzeug, mit welchem eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Persönlichkeiten immer wieder ihren Willen gegenüber einer gleichgültigen oder auch ungünstig gestimmten Masse durchsetzen kann. Die geschichtlichen Beispiele dafür sind ungezählt. Uns Schweizerinnen liegt dieser Tag das aller nächste Beispiel noch näher als sonst: Die Geburt und die Entwicklung der Eidgenossenschaft zeigt bis auf den heutigen Tag für die Kraft des Bundes weniger Menschen gegenüber einer riesigen Außenwelt.

Darum möchten wir gerade am 1. August die Lehre beherzigen, welche der Bundesbrief uns Frauen noch im besonderen erteilt. Er zeigt uns doch, daß sich die Frauenkräfte vereinigend einigen müssen, wenn sich der geeinigten und seelischen Eigenart der Frauen größere Geltungsbereiche öffnen sollen.

Unsere Frauenorganisationen haben aber, solange die Schweizerinnen noch nicht Aktivität gefunden sind, außer der Bedeutung als kraftvolles Mittel zur Erweiterung des weiblichen Geltungsbereiches noch einen anderen tiefen Sinn.

„Der Frauenverein“ heißt es allenthalben immer und immer wieder, „der Frauenverein“. Nun gibt es ja in der Schweiz keinen „Frauenverein“, sondern einfach die einzelnen Vereinigungen von Frauen, welche teils von Dachorganisationen umfaßt werden. Und dennoch ist „der Frauenverein“ ein Begriff, welcher einen merkwürdigen Respekt einflößt, eine Macht, die in Betracht gezogen wird.

Nun, „der Frauenverein“ ist nichts anderes als Bezeichnung für das in den Schweizerinnen lebende Prinzip einer Einigung von Frauen, um gemeinschaftliche überpersönliche Zwecke, die unser Zusammenleben nahelegt, zu verwirklichen. Dieses Prinzip ist nichts anderes als der Wille zu politischer Vorfamkeit der Frauen auf dem

kräftiger Basis. Die Frauenvereine sind bis heute dessen einzige realisierte Gestalt — aber er ist damit immerhin in Erscheinung getreten. — „Der Frauenverein“, dieses mythische Gebilde, ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine Art Parallelstaat der Schweizerinnen zum Staat der Schweizerinnen. Mit der Gründung von Frauenvereinen haben auch einmal die Frauen, das sonst von Männern befestigte Reich der Staatsgewalt beherzt. „Der Frauenverein“ stellt den Eidgenossen die „Eidgenossinnen“ gegenüber.

Parallelstaat — man hört den Ausdruck nicht gern. Am allerwenigsten sicher aber die Frauen. Denn seit Jahrzehnten ist ja ihr schärfster politischer Wunsch, daß unser nationales Gemeinheitsleben in einer Weise geordnet wird, welche den Frauen ebenfalls sämtliche politischen Wirkungsmöglichkeiten gibt.

Demokratie! Am 1. August wird dieses Wort in Tausenden von Gemeinden mit tiefer Ueberzeugung und hinreißender Begeisterung ausgesprochen. Möchte es doch in den Herzen so lebendig werden, daß über kurz oder lang die zwei Millionen Schweizerinnen auch „Eidgenossinnen“ würden, daß die Frauen voll und ganz Bürgerinnen würden. L.M.

Hundert Jahre Diatonissenhaus Bern

Am 25. Juli feierte das Diatonissenhaus Bern sein hundertjähriges Bestehen. Seine Gründung verdankt es einer Frau, die mit unermüdlicher Energie und Unlust aus kleinen Anfängen ein Werk aufzubauen hat, das in den vergangenen 100 Jahren unendlich viel Segen ausgebreitet hat. Wir entnehmen dem Bericht von Diatonisse Julia Kocher einige Angaben über die Entstehungsgeschichte, wobei uns besonders auch ihre Angaben über die Gründerin, Sophie von Wurtemberg, interessieren.

„Es war am 25. Juli 1844, als ein armer Tagelöhner die Stadt Bern mit einem ausgedehnten Karren hinauf fuhr, auf dem einige alte Weibchen mit Kindern sich befanden. Auf dem Karren gab niemand Besondere acht, da alle warmhütigen Weibchen seine besondere Aufmerksamkeit ausübten. Aber auf dem Karren lag etwas, welches das scharfe Auge nicht entgehen und die geschickte Hand nicht zu fassen vermochte — ein Senforn! Und dieses Senforn wurde so, daß es nach fünfzig Jahren seine Reste und Zweige über drei Länder ausbreitete. Der Karren mit dem unglücklichen Senforn hielt still in der Harbergasse Nr. 36 (jetzt 26). Die wenigen Betrüde bildeten mit einigen alten Mädeln den Anfang des Senfhauses.“

So zeichnete 1894 Vater Dänbiller mit wenig Strichen den Anfang des Berner Diatonissenhauses. Zum Jahre 1899 wurde im Schloss Wiltgöfen bei Bern ein Mädchen, Sophie von Wurtemberg, geboren. Ihr Vater war Oberst und Landvogt, Gelehrtsgelehrter und Kenner von sieben Sprachen, die Mutter, eine geborene von Barren, frühere Hofdame der Prinzessin von Oranien. Sophie wurde vom Vater streng und in größter Einfachheit erzogen.

Als fünfjähriges Mädchen ließ Sophie ihre Puppe immer wieder kränken und pflegte, wusch und badete sie, bis die Puppe verblüht war. Als junges Mädchen beachtete sie arme Kranke und warnte sich den Jucker für sie vom Munde ab. Der größte Teil ihres Tagelohnes gab sie monatlich fünfzig Franken, um ein wenig sich auch helfen zu lassen, auch wenn das sehr hart war. Dafür schämte sie sich nicht, abgelegte Kleider ihrer Freundinnen auszutragen.

Mit diesen Freundsinnen gründete sie einen Frauenverein. Die Mitglieder besuchten arme Kranke und brachten ihnen Lebensmittel, Kleider, Holz und Bettwäsche. Bald aber zeigte sich die Notwendigkeit, Kranke zur Pflege aufzunehmen. So entstand in einer Hinterbackenwohnung mit einem größeren Zimmer und drei Stubben das kleine Spital, von dem oben die Rede war. Sophie wurde von ihren Freundsinnen zur Leiterin bestimmt; sie hatte Fiebernachschen entlassenen Diakonissen in Rufesdienst und vier christliche Anwälte in England kennen gelernt. Mit nur einer Waise begann sie, die vornehmste Patrizierin, die Kranken zu pflegen und den Haushalt zu führen. Eltern und Verwandte entrüsteten sich und luden sie davon abzuhalten. Aber sie blieb fest. Nach einem Jahr trat die erste Diatonisse, Margarethe Schwegler, ein. Nur langsam folgten weitere; nach zehn Jahren waren es bloß sieben Diatonissen. Nach und nach, als der Widerstand gegen die sogenannten „Reichweibern“ nachließ, wurden Diatonissen in Spitalen, als wäre das Schicksal gefallen, auf das er schon fünf Jahren gewartet hatte.

Er beugte sich wieder zu ihr und presste seinen Mund auf ihren Mund.

Man muß sich vor Augen halten, was das für einenelden bedeutet! Das erste Mal, als es sich mit solchen Freundsinnen einem Mädchen näherte, wurde er ausgelacht, das zweite Mal verlangte man unüberhörte Bezahlung von ihm, und das dritte Mal wurde er sogar zu Polizeibehörde verurteilt. Aber jetzt hatte er es erreicht! Es war wie ein Ritterkutsch, der ihm von seiner Herzensdame erteilt worden war. Es jubelte in ihm. Oh, dieser Kuß, er wollte ihm ausbreiten in alle Ewigkeit.

Doch da schillte die Klingel. Rita sprang auf. „Ich muß auf die Bühne!“ Und schon war sie ihm wie ein Pfeil entflohen.

(Fortsetzung folgt.)

Bekenntnis zum Schweizerischen Wesen der Dichterin Ricarda Huch

„Es fiel mir auf, wieviel selbstbewußter und sicherer im Auftreten die einfache Bevölkerung in der Schweiz war als daheim. Sie schienen nicht durch eine Kultur von den höheren Schichten getrennt zu sein. Dies war ein Eindruck von Einfachheit und Aufrichtigkeit, der mir, kurz vor der Kultur, auf der anderen Seite war, trotz der demokratischen Verfassung der Charakter

Nachrichten der Woche

Inland

Am der Erinnerungsfest für die Schlacht bei Dornach sprach Bundespräsident Dr. Stammbli und betonte die Notwendigkeit der gegenseitigen Achtungnahme, der Solidarität und des Vertrauens zwischen Regierung und Volk.

Wegen der Unverschiedenheit der Behandlung der ungarischen Juden haben ferner protestiert der Kirchenrat des Kantons Glarus, der bernische Synodalrat; weiter die schweizerische Lebensrettergesellschaft und die Studentenchaft der Universität Zürich, die an den Unbesatz, die ständige Bitterkeit, unversöhnlich gegen die entmenschten Ereignisse im Namen der Christlichkeit und Menschlichkeit bei der deutschen Regierung förmlich zu protestieren.

Der neue schweizerische Gesandte in Großbritannien, Minister Paul Kieffer, ist mit Gemahlin in London eingetroffen.

Der neue französische Gesandte für die Schweiz, der Schriftsteller Paul Morand, hat sein Amt in Bern angetreten.

Anfolge der sehr intensiven Tätigkeit allierter Bomber in Süddeutschland sind zahlreiche Bomber zur Notlandung in der Schweiz niedergegangen, einige sind abgestürzt.

Ausland

Das deutsche Nachrichtenbureau gab Kunde von einem Bombenattentat auf Reichsfürst Dietrich, in dessen Umgebung 13 hohe Militärs verlegt wurden. Er selbst trug nur leichte Verletzungen davon und hielt gleichen Tages eine Rede an die Reichsversammlung vor hohen Militärs zur Volksgesundheit. Der Attentäter, Herr Graf v. Stauffenberg, wurde erschossen. Strenge Maßnahmen zur Verhütung des Herdes und der Vermeidung wurden sofort ergriffen. Die oberste Leitung der „Reichsmacht“ wurde dem Innenminister und Reichsminister für Inneres übergeben. Das neue Amt des „Reichsbediensteten für den totalen Kriegseinsatz“ wurde an Goebbels gegeben, dem der Auftrag erteilt ist, den gesamten Staatsapparat (Bahn, Post, öffentl. Anstalten und Betriebe usw.) einem noch tieferen Totalerzwingen aller Menschen und Maschinen für den Krieg unterzuordnen.

In der deutschen Wehrmacht ist an Stelle des abgemordeten militärischen Chefs der Hitlerstrategie eingeführt worden.

Präsident Roosevelt wurde mit überwiegender Mehrheit von der demokratischen Partei der Vereinigten Staaten für eine 4. Wahlperiode zum Präsidenten kandidaten gemäßig.

Das ganze japanische Kabinett Tojo ist zurückgetreten, der japanische General Kato bildete eine neue Regierung mit veränderten Kabinett.

Der französische Teil von S. Gingslopp am Genfersee wurde als „Vergeltungsmaßnahme“ von „S. Verordnungsverordnungen“ durch Genet zerstört, das Vieh gemästet, die Menschen, soweit sie nicht fliehen konnten, z. T. deportiert. Der Ort ist zerstört und menschenleer.

Kriegsgeheimnisse

Dien: Laut russischer Meldung ist die deutsche Luftlinie in voller Aktion. Die Russen eroberten u. a. Otrun, Cholm, Lublin, Wism, Stanislaw, sie haben Domburg umgangen und ihre Verbunden neben 80 Kilometer vor Warschau. Die Verluste der Deutschen in den letzten 30 Tagen sollen 380 000 Tote und 150 000 Gefangene betragen; die Deute an Kriegsgeräten ist enorm.

Drei große Seeschiffen sind im Gange, die sich um die Gebiete von Danaburg, Bialystok und Domburg kämpfen.

Frankreich: Westlich von St. Lo finden erbitterte Kämpfe statt. Starke deutscher Widerstand macht sich bemerkbar.

Italien: Die Alliierten haben das stark verteidigte Viterbo eingenommen, ebenso Ancona. Marina di Viterbo ist erreicht, französische Truppen stehen knapp 20 Kilometer vor Viterbo.

Asien: Amerikanische Truppen landeten auf der Insel Guam.

Luftkrieg: Die intensive Tätigkeit der allierten Bomber geht u. a. in Berlin, Hamburg, Schweinfurt, Friedrichshafen, Augsburg, München, Regensburg, Straßburg, Mainz, Saarbrücken, Leipzig, Köln, Stuttgart, Berlin, Kiel, Frankfurt, Aachen, Bochum, Shanghai. Vermutlich wurde Tiflis von russischen Bombern getroffen.

Die deutsche Flugelbombe schädigt anbauend London und Südbangkok.

ZÜRICH

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 Zentrale Lage
Tel. 577 22

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volkskassen

Berichtigung

Seider hat in Nr. 30 im Artikel „Endlich“ der Passus über die Juden an einigen Stellen Mißverständnisse herorgehen. El. S. 127. Erst dort, ausdrücklich feststellen, daß sie niemals schweizerische Verhältnisse im Auge gefaßt hat und mit diesem Artikel lediglich die nationalsozialistische Einstellung kennzeichnen wollte, was leider zu wenig zum Ausdruck gekommen ist und was sie ausdrücklich bekennt.

jüngst; schnell eilte er über die Bühne. Dann ging der Vorhang hoch.

Quersahen sie etwas benommen, nervös. Nur leise, gleichsam tosend lang er die ersten Töne, doch allmählich schloß sie seine Stimme. Und als er die Stretta zu fingen begann, fielen alle Hemmungen von ihm ab. Mit elementarer Gewalt strömten die Töne aus seinem Hals, so vollendet schloß, daß selbst der ewig schmerzende Feuerkometen in der ersten Kallise erwachte und erhaucht und ohne Aufbruch. Mithelos schmettete Carl Banoni das Obere C heraus, und als das Publikum tosend brüllte, trampelte „da capo“ schrie, ließ er sich nicht lange bitten, sondern wiederholte die ganze Arie nochmals.

Agent Dübelschitz strahlte, Direktor Nicolai strahlte, alle strahlten, Nicolai, der inzwischen erfahren hatte, auf welche Weise Banoni überlistet worden war, umarmte Albert enthusiastisch. „Großartig! Sie haben mir dieses Schauspiel eingetrockt, aber Sie haben mich noch gerettet!“

Nun waren sie alle wieder freundlich zu Albert. Sie lachten ihn an und klopfen ihm auf die Schulter und gratulierten ihm. Auch Rita empfang ihn herzlich, als er in der nächsten Pause in ihre Garderobe trat.

„So, Sie Bösewicht! Mit Ihnen habe ich noch ein Süßendes zu tun!“

Obgleich er merkte, daß sie nicht mehr böse war, hielt er es doch für angebracht, sich zu entschuldigen.

„Es war ein fauler Witz, ich weiß. Aber ich ärgerte mich so wahnsinnig über Pragmarter, wie er da plötzlich auftauchte und unsere schönen Nachtstunden stören wollte. Ich konnte wirklich nicht wissen, daß wir ein Gemüter kriegen. Ich wollte ihn nur ein wenig lächerlich machen.“

„Ich müßte Ihnen eigentlich böse sein“, meinte Rita, „denn Sie haben uns in eine schreckliche Situation gebracht. Aber Sie haben dann alles wieder herausgerissen durch diesen Banoni.“

„Ein herrlicher Sänger, nicht wahr? Viel besser als Pragmarter!“ Doch diesen letzten Satz schien sie nicht zu hören.

„Ich habe mich über Pragmarter auch geärgert. Wirklich lächerlich, daß er uns nachkommen ist! Ich kann Herumplanieren nicht leiden!“

„Ich auch nicht! Gerade deshalb wollte ich ihm eine kleine Lektion erteilen. Außerdem wollte ich ihm zeigen, allein sein.“

„Sei zwei Tagen habe ich von Ihnen nichts daselbe. Sie wollten mit mir allein sein. Nun, jetzt sind wir allein. Was haben Sie mit also zu sagen?“

„Er trat einen Schritt näher: „Ich liebe Sie wahnsinnig.“

„Wie soll ich Ihnen das glauben? Sie kennen mich ja gar nicht. Sie wissen nichts von mir. Und ich weiß nichts von Ihnen. Soll ich Ihnen vielleicht sofort um den Hals fallen?“

„Ja!“ rief Albert begeistert. Ihm war plötzlich zu-

länger gekümmert, auch in die Hinterküste des Infel-

lasi ab.

Das höchste Sophie von Buchenberger auf diesen

Denkmäler Weg der dienenden Liebe?

Die Gnade Gottes erfüllte ihr Herz mit seliger

Freude und brachte in selbstloser Hingabe. Das Bibel-

wort war die Quelle, aus der sie schöpfte. Sie las

und erhellte es auch ihren Kranken. Im Gebet

empfang sie Kraft zum Durchhalten in den un-

erwarteten Schwierigkeiten der ersten Jahre und wunder-

barbare Hilfe in besonderen Nöten.

Im Jahr 1856 verheiratete sich Sophie mit Fried-

rich Dänfliser, einem warmen Freund ihres Botes.

Wahrlich ein ungleiches Paar! Dänfliser war zwölf

Jahre jünger, Sohn eines Logenberbers und Re-

gimentsführers im „Bündler“, selbst Logenborger von Be-

ruh, aber mit einer guten Bildung ausgestattet. Er



Alle Küchengeräte nur von

Heinrich Barth
ordentl. Professor an der Universität Basel
„Grundlagen der Gemeinschaft“
Fragen und Antworten eines
Schweisers

„Die Fragen sind der gegenwärtigen Zeit gewidmet.“
Zu beziehen beim Verlag: Ruchdruckerei Winterli,
AG, Winterthur, sowie bei den Buchhandlungen
zu Fr. 1.75 plus WUST.

ich bestelle
Exemplare Heinrich Barth: „Grundlagen
der Gemeinschaft“ zu Fr. 1.75 plus WUST

Name
Adresse



Ihre Buchhaltung
einrichten ordnen nachtragen abschliessen
durch Marg Gloor
Zürich 7 Tel. 29313

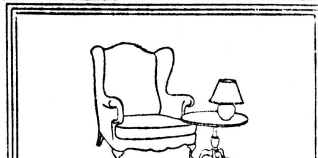


J. Leutert
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 34770
Filiale Bahnhofplatz 7

Die Zierde Ihrer Küche:
der elektrische Herd!
Seine Kochplatten sind aus 4
Heizstufen genau regulierbar.
Seine Backofen hat Ober- und
Unterhitze und läßt Ihnen dank
seiner feinen Regulierbarkeit
kein Backgut verderben.
Die Anschaffung elektrischer
Herde wird vom EWZ subven-
tioniert. Besuchen Sie uns bitte
— wir beraten Sie gerne.
Baumann, Koelliker
& Co. A.G., Sihlstr. 37, Zürich Telephon 33733



Große Auswahl
Damen-Strümpfe
Rayonne und Seide
bei Fanny Meyer, MERCERIE
Poststraße 8, Zürich 1



Werbeständige
Möbel
MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPICHEN
UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOH-
NUNG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BE-
SUCHEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG
MEER
FELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU
MEER + CIE AG. BERN

HAUSHALTUNGSSCHULE ZÜRICH
Sektion Zürich des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins
Koch- und
Haushaltungskurse
a. Jahreskurs für Interne und Externe.
(Hauswirtschaftskurs I, Teil) Beginn Mitte Okt. 1944.
b. Halbjahreskurs für Interne und Externe.
Beginn Mitte Oktober 1944 und Mitte April 1945
Prospekte: Auskunft täglich 10-12 und 14-17 Uhr
durch das Büro der Haushaltungsschule, Zeitweg 21a
(Telephon 6776) P 10262 Z

Berücksichtigen Sie
bei den Einkäufen
die Inserenten
dieses Blattes



gut & preiswert bei
OPTIKER
Berling
ZÜRICH 1
LIMMATQUAI 134
d. d. BAHNHOFBRÜCKE
Wäsche
nach Gewicht
das einfachste für die Hausfrau
Schönste Behandlung
bei billigster Berechnung
Tadellose Ausführung ih-
rer Wäsche
Walchenthal M. Trottmann
Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 21652,
Ablage Badgasse 21642.

Sprachferien-Austausch der Pro Juventute

„Ja, mein Vater kommt im Frühjahr aus der
Schule“, sagt Frau Schmid zu Frau Huber, während
sie beim Baden warten. „Mein Mann will
ihn mit gleich in die Schweiz fahren, er
läßt ihn dort, er wird dort
lernen, er wird dort
arbeiten, er wird dort
leben.“ Sie ruft ein wenig und
klingt ihr Märlein auf den Lebkuchen. „So so, der
Vater ist also auch schon so weit“, antwortet Frau
Huber, „wie doch die Zeit vergeht. Mir ist, als sei
unser Dami erst gestern aus Lausanne heimgekom-
men, dabei sind zwei Jahre her. Wir müßten ja auch
rechnen bei uns zu Hause, aber dieser Aufenthalt
hat dem Dami so gut getan, daß wir selbst nach

der Schule auch hinrichten werden, mit der Pro Ju-
ventute Jugendferien kommt die ganze Welt
nach zu Hause.“ „Pro Juventute, natürlich“, ruft
Frau Schmid und wagt ihren Vorschlag ein. „Ich
glaube sogar, letzten einmal etwas von einem Sprach-
ferien-Austausch gelesen zu haben — aber man hat
ja so viel im Kopf, daß ich das ganz vergessen habe.
Leben Sie wohl, Frau Huber, ich werde heute
glaube doch noch einmal mit meinem Mann reden.“
Das hat Frau Schmid — mit dem Erfolg, daß sie sich
übermüdet hat und Folgendes erzählt:

„Schweizer Jugendferien“
Das neue eidgenössische Berufsausbildungs-
gesetz gibt jedem schulentlassenen jungen Schwei-
zer den Anspruch auf mindestens sechs aufeinander-
folgende Ferientage pro Jahr. In verschiede-
nen Kantonen und einzelnen Betrieben werden
den Lehrlingen zwei Fünftel der Ferien gewährt,
was sich wiederum in erhöhter Arbeitsfreude und
Arbeitsleistung auswirkt. Um diese Ferien mög-
lichst sinnvoll zu gestalten und auch Unkosten zu

man nur entweder Beifall klatschen zu dem, was die
jeweiligen Regierungen anordneten, oder schweigend
und verärgert, von allen verlegt beiseite stehen;
die Schweizer konnten mitwirken und gegenwirken
nach der eigenen Ueberzeugung. In der Atmosphäre,
die dadurch entstand, war mir leicht zu atmen. Ich
fühlte mich hier wie auf einem hohen Berge, von
reiner Luft als im Tale umflossen.

Ich fühlte mich in Zürich so zu Hause, daß die
ersten hochdeutschen gesprochenen Worte, die ich hörte,
wenn ich vorbeigehend nach Zürichland reiste, mich
fremd und heimlich berührten: die Sprache war die
Gesichter kamen mir flüchtig, verschwommen vor
als in der Schweiz. Ich behaupte, daß nicht auch in
Deutschland überall die Mundart und die volkstüm-
liche Sonderart gepflegt worden war, und ich schrieb
das der Zentralisation zu. Meine Vorliebe für das
Mannigfaltige und Abwechslung gegen das Uniforme
war wohl, zunächst eine Abneigung, wie ich denn
glaube, daß ich nach Rückkehr damals eher eine
Abneigung als eine etwische Weltanschauung hatte.
Ich hatte einen leidenschaftlichen Hang für das
Schöne. Aber im tiefsten Urgrund ist doch wohl das
Schöne eins mit dem Wahren und Guten. Jedenfalls
kann man, glaube ich, behaupten, daß das Mannig-
faltige im politisch-sozialen Leben nicht nur sich
schönert, sondern auch besser auswirkt. Strebte doch
die Natur überall zum Mannigfaltigen, und man
verfügt ihren Reichtum, indem man zentralisiert.

Ausgangspunkt aus Richard Dachs, „Erziehung
in der Schweiz, Jugendferien“, Atlantis-
Verlag, Zürich.



reiche Erinnerung sein. Jedes Land feierte mög-
lichst nur seine Dynastien vom dynastischen Stand-
punkt aus. War das nicht einst anders gewesen?

Mehr und mehr bildete sich in mir die Ansicht
aus, daß die Schweiz sich in der Bahn weiterent-
wickelt habe, die im mittelalterlichen Deutschen Reich
eingeschlagen gewesen wäre, von der zuerst die Re-
formation, hauptsächlich aber der Absolutismus
Deutschland ablenken hätte. Hier in der Schweiz
schien mir das wahr, das unvollständige Deutschland
zu sein, dem ich mich zunächst fühlte, hier wurden
noch die beiden großen Leiden des mittelalter-
lichen Reiches, die unerbittliche und die föderalistische
Idee, hochgehalten und verwirklicht. Auch die eigen-
tümliche Mischung von demokratischen und aristoi-
kratischen Elementen, wie sie in den Städten des
Mittelalters sich ausgebildet hatten, war hier erhal-
ten geblieben. Ich hatte, obwohl meine Kindheit in
die Zeit des Krieges von 1870 und der Reichsgrün-
dung fiel, niemals die Schwärmer für das neue
Reich teilen können, die so allgemein war. Nicht ein-
mal für Bismarck und den alten Kaiser konnte ich
nicht begreifen, und die Aufklärung an das Mittel-
alter, die am Ende verurteilt wurde, indem man Wil-
helm I. als Nachfolger der großen Sachsenkaiser
oder der Hohenstaufen hinstellte, fand ich verfehlt.
Das neue Reich war, fand ich, etwas von Grund
aus anderes, es schloß sich nicht an das Mittelalter,
sondern an die Absolutismus. Den habe ich, ich
war Republikaner, ohne je, soweit mir bemerkt ist,
in dieser Richtung beeinflusst worden zu sein, es
war mir angeboren. Im damaligen Deutschland konnte

MAISON *Carth*
 BEQUEMERE DAMENBEKLEIDUNG
 ELEGANTE BLÜSEN
 FRAU E. C. STUKER, ZÜRICH 1, BLEICHENWEG 8
 TELEFON 732 21

ten die Möglichkeit zu einem Klimawechsel und einem Ferienaufenthalt zu gewinnen, hat die Pro Juventute die „Schweizer Jugendferien“ geschaffen:

Lehrjahre und Lehrtätigkeiten sollen durch Luftveränderung, einfache, gesunde Kost und frohes Spiel mit gleichaltrigen Kameraden neue Erlebnisse, körperliche Erholung und geistige Stärkung finden. Mittelschülern und Studenten wird geholfen, ihre Ferienzeit gleichzeitig für die berufliche Ausbildung auszunutzen durch Aufenthalte in anderen Sprachgebieten der Schweiz und später wieder im Auslande. Jungen Auslandschweizern werden Ferien in der Schweiz ermöglicht, um ihnen in den Wandergruppen Kenntnis und Liebe zum Heimatland aus eigenem Erleben zu vermitteln.

Wahlen Sie das?

Eine noch viel zu wenig bekannte Unterabteilung der Schweizer Jugendferien ist der Sprachferien-Austausch der Pro Juventute. Man hat sich ja schon genug über unser „français fédéral“ lustig gemacht, und wirklich ist es unüberbittlich, daß wir Ditschweizer im Durchschnitt noch so ein miserables Französisch sprechen, wo wir nur ein paar Eisenbahnstunden von der deutschen Schweiz entfernt sind. Mit dem Italienischen steht es noch schlimmer, und umgekehrt befindet sich der Genfer oder Neuenburger im Allgemeinen mit der deutschen Sprache auf ziemlich gespanntem Fuße.

Die Pro Juventute geht nun von dem Gedanken aus, daß wohl bei vielen jungen Menschen die Freude und der Wunsch nach einem Ferienaufenthalt in einer anderssprachigen Gegend durchaus vorhanden wären, daß aber die wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse eine solche Ausgabe nicht gestatten. Sie hat sich die verbindliche und gegenseitige Aufgabe gestellt, in ihrem Jugendferiendienst den Austausch von Jugendlichen aus den verschiedensten Bundesstaaten zu fördern und zu organisieren. Auf diese Weise bereichert der Vater aus Frauenfeld für einen Monat ins Welsche, und dafür zieht der Jean-Louis aus Neuenburg in seinem Elternhaus ein. Wenn genügend Platz vorhanden ist, können die Ferien auch zu zweit organisiert werden, das heißt, Peter verbringt mit Jean-Louis

erst zwei Wochen in Neuenburg und zeigt ihm nachher bierzehn Tage lang die Schönheiten seiner eigenen Vaterstadt. Nicht selten entwickeln sich aus einem solchen Austausch Freundschaften, die zum beglückenden Erlebnis werden können und die Verbundenheit unserer Jugend untereinander verstärken.

Nur ein paar Einzelheiten,

zur allgemeinen Orientierung. Ausführliche Prospekte und Anmeldeformulare können jederzeit auf der Zentralstelle (Stämpfenbachstraße 12) bezogen werden:

Die Zentralstelle macht für die angemeldeten jungen Leute Familien ausfindig, bei denen sie im Austausch „au pair“ ihre Ferien oder einen länger dauernden Sprachaufenthalt verbringen können. Der Austausch kann sowohl zwischen den verschiedenen Sprachgebieten der Schweiz, als auch, in normalen Zeiten wieder, mit dem Ausland stattfinden. Die Zentralstelle prüft die eingegangenen Meldungen, holt die Referenzen ein und tauscht die am besten passenden Partner gegenseitig aus. Natürlich wird bei der Auswahl weitgehende Rücksicht auf die soziale und religiöse Stellung genommen, ebenso müssen der Anmeldung eine Photographie und ein ärztliches Zeugnis beigelegt werden, um jede Möglichkeit einer Gesundheitsgefährdung des fremden Kindes wie der fremden Familie zu vermeiden. Ueber die Dauer und den Zeitpunkt des jeweiligen Austausches — ob er gleichzeitig oder nacheinander stattfinden wird — haben sich die betreffenden Familien selbst zu einigen.

Jede Familie, die einen Austauschpartner anmeldet, verpflichtet sich, ihrem Partner ein angemessenes Zimmer zur Verfügung zu stellen, außerdem für seine Gesundheit zu sorgen und seine Arbeit zu überwachen. Sie soll dazu setzen, daß er sich nicht langweilt — kurz, ihn wie das eigene Kind behandeln. Dafür muß der junge Gast sich den Gebräuchen seiner Gastgeber anpassen und ihnen mit der selben Achtung wie seinen eigenen Eltern beugen.

Bei einem Unglücksfall oder Erkrankung gehen die Kosten für ärztliche Behandlung zu Lasten der Eltern des Jugendlichen. Die Gastgeber sind verpflichtet, in diesem Falle die Eltern sofort zu benachrichtigen. Für körperliche oder wirtschaftliche Schäden der Ausgetauschten oder ihrer Familien kann die Zentralstelle keine Verantwortung übernehmen.

Frau Schmid ist von den Ideen begeistert: An Ausgaben entfallen auf die Weise nur die Reiseflohen, das Taschengeld, sowie eine kleine Einschreib- und Sammelgebühr. Ihr Peter wird an einen französischen Auszubildenden, Blaise, seine Ferien geschenkt und seine Sprachkenntnisse erneuern. Und sie selber wird dann auch nicht allein zu Hause sitzen müssen (wirklich, davor fürchtete sie sich auch ein bißchen), sondern da wird ein munteres welsches Mädchen in Peters Zimmer wohnen, seine Bücher lesen und mit seinen Freunden plaudern und Ausflüge machen — vielleicht wird er ihr sogar den Richtigeren jenseits auf die Straße hinführen, wenn

so wie Peter das der welschen Mutter befragen wird... Ihre Begeisterung und Überzeugungskraft sind sehr wirksam: Vater Schmid legt seine Pfeife beiseite, und dem eintretenden Sohn wird die große Antriebskraft verleiht: Bevor er seine Buchbinderlehre antritt, darf er durch den Sprachferien-Austausch der Pro Juventute einen Monat im Welschland verbringen.

Drei Mittel der ethischen Sprachherziehung

Die Eltern-Vorstellung

Wie ungeheuer wichtig es für die Erziehung zur sprachlichen Ausdrucksfähigkeit ist, dem Kinde nicht unüberlebende Worte, sondern auch eine Vorstellung von deren Inhalt und Bedeutung zu geben, hat Pestalozzi im „Schönengangs“ noch einmal eindringlich betont: „So wie man beginnt, dem Kinde leere Wörter, als wären sie Sachkenntnis, in den Mund zu legen und seinem Gedächtnis einzuprägen, von denen es wieder durch die Gefühle seiner inneren Natur noch durch die Sinnesindrücke seines äußeren Lebens ein Realfundament ihrer wirklichen Bedeutung in sich selbst trägt, so geht man offenbar in der Ausbildung seiner Sprachkraft vom Grundfals, „Das Leben bildet“, ab, und indem man dieses tut, legt man ins Kind den Grundstein aller Verkehrtheit und aller Unnatur im Gebrauche der göttlichen Gabe der Sprachkraft.“

Der kindliche Stil

Wenn die Aufsätze und Briefentwürfe, die die Kinder als Hausaufgabe geschrieben haben, langweilen, sind in der Regel die Eltern die Schuldigen, die den Kindern statt geholfen, einfach fertigerige Sätze in die Feder diktiert haben: „Sei du munter und gesund? Uns geht es gut. Wir haben eine gute Ernte unter Dach gebracht.“ Ihr können zuziehen sein mit diesem Jahr“, usw. Zwar hat es das Kind leichter, wenn es die Schreibweise der Erwachsenen nachahmen darf, aber so lernt es nicht schreiben. Seine sprachliche Ausdrucksfähigkeit entwickelt sich nur, wenn es das zu schreiben versucht, was es sagen möchte, und nicht das, was Mutter oder Lehrer es zu schreiben beauftragen. Der selbständige Stil gelingt ein wenig schon dem Zweitklässler, der seiner Mutter aus den Ferien schreibt: „Ich habe Heimweh. Kommst du am Dienstag zu mir? Kommst du? Was macht Bäckerli? Besteht ihm besser, sag einmal? Was macht Unnenmarie, jag? Und Suß und Simon und Schaaggeli, jag? Für ein Kind gibt es nur den kindlichen Stil.“

Kampf der Unwahrscheinlichkeit

Ein Schulkind, dessen Wohnhaus an einer Straße steht und nirgends an einen Blumengarten grenzt, schrieb unter dem Einfluß eines sentimental, affektierenden Aufsatzunterrichtes: „Im dichten Grün der Obstbäume steht mein liebes Vaterhaus, das von einem schönen, mit Blü-

men geschmückten Garten umrahmt ist.“ Wenn solche Verse gegen eine wahrheitsgetreue Darstellung sind in jenen Schulen an der Tagesordnung, die dem Scheinbild der Sprachfälschung huldigen. Den Aufsatzfälschern sollten wir bloßstellen, wo immer er auftritt.



Wesen und Würde der Mundart. Von Georg Thürrer. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich.

Seit etwa zehn Jahren waltet in unserm Volke die Abspaltung über unser Schweizerdeutsch. Seitiger Eier auf der einen und großstädtisches Schiel-augen auf der anderen Seite ließen das für und wider oft lange nicht in ein sachliches Gespräch kommen. Der Krieg brachte uns nun auch in dieser Gemütsfrage unserer Kultur zur Befinnung. Das landliche Bünden führt die Gemäugungen und Erfahrungen in lebendiger Weise zusammen. Die Freude am überzeugenden Beispiel leuchtet uns auf jeder Seite entgegen, ob es sich nun um ein träges Landsgemeindeort oder um ein schönes Liebes-gebiß von Meinrad Lienert oder Jakob Buchardt handelt.

Wahrhaft kaffend wirkt die Einsicht, daß bei einer laubten Grenzvereinigung beide Teile gewinnen, die „von tausend Weibern erprobte und gekostete Hochsprache“ und das Schweizerdeutsch, das uns einiglos „das Geheimnis der Heimat hütet und offenbart“. Was merkwürdiger Fische zu den herkömmlichen hat Georg Thürrer hier sein Sprachbekenntnis abgelegt.

Redaktion

Dr. Fritz Meyer, Zürich 1, Theaterstraße 8, Telefon 450 80, (abends 20. 7.—11. 8.).
 Vertretung: Frau E. Schürer - v. Gommens, Winterthur, St. Georgenstraße 68, Telefon 2 68 69.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Elise Bülbin-Spiller, Rüschberg, (Zürich).

VIM
putet alles schonend

— auch stark beschmutzte Hände! —

Preis: 55 Cts. inkl. Wust und mindestens 5% Rabatt.
 (Vorrang-Vergleichspreis: 52 Cts.)

Verkaufs-Läden

Aarau, Aarburg, Altstätten, Appenzell, Baden, Balgach, Basel, Bellinzona, Bern, Biel, Birmingen, Brugg, Buchs, Burgdorf, Chur, Delémont, Dietikon, Frauenfeld, Fribourg, Glarus Herisau, Grenchen, Kreuzlingen, La Chaux-de-Fonds, Langenthal,

Freitag, 28. Juli 1944

MIGROS

«Die Zeitung in der Zeitung»

Das würde ihnen so passen!

Die „Schweiz. Spezialehändler-Zeitung“ gilt wieder einmal gegen den verhassten Migroswagen. Pneumangel — Benzinmangel — welche lang-ersehnte Gelegenheit, um den fahrenden Konkurrenten um die Ecke zu bringen!

Ein erster Artikel vom 23. Juni fand in unserer Genossenschaftszeitung „Wir Brückenbauer“ am 30. Juni die gebührende Antwort. Nun regt sich das Organ des Spezialehändlerverbandes zum zweitenmal (14. Juli), um nochmals seine kläglichen Argumente an den Mann zu bringen: Wohl ver-bringe der Migroswagen nicht nur eine Verkaufs-, sondern vor allem eine Transportleistung, aber „es ist noch niemand verhungert, weil es einmal keine Migroswagen gab, und es würde niemand etwas mangeln, wenn sie ihren Tausenden von Genossen des Autogeschlechtes auf das Stöckel folgen müßten“. Die Transportleistung würde dann „ganz einfach“ von Bahnen und Pferdefuhrwerken übernommen.

Wir fragen Sie, verehrter schweizerischer Spezialehändler, an: Wievieler von den Uesego-Läden und auch von den übrigen Spezialehändlern auf dem Lande werden denn ohne Mithilfe der X. Uesego-Lieferungsautomobile, ganz zu schweigen von den unzähligen Autos der Fabriken, der Grossisten und des VSK., beliefert? Tut es Ihnen denn nicht in der Seele weh, zu sehen, wieviel kostbarer Gummi auf Ihren eigenen regelmäßigen Autorouten „verschleudert“ wird?

Der patriotische Seelenschmerz der „Schweiz. Spezialehändlerzeitung“ fängt offenbar erst dort an, wo es sich um die Pneu der Migros handelt — die diese, im Gegensatz zu anderen Leuten, rechtzeitig so reichlich angeschafft hat, daß sie davon sogar noch an andere hat abgeben können! — und nicht um sozusagen sympathische Pneu der Uesego-Lieferanten... „Bahn, Roß und Mann“ als Ersatz sind gerade gut genug, der Migros zur ausschließlichen Benutzung empfohlen zu werden. Anerkennenswerterweise haben sich die Behörden von den scheinheiligen Ermahnungen nicht verleiten lassen, den Migroswagen Ausnahmestimmungen zu unterwerfen. Sie wissen, daß wir nicht nur weit über den Durchschnitt an „Pneuvorräte“ vorgesorgt haben, sondern uns auch willig und zum Teil über das andere ander-erlegte Maß hinaus den kriegswirtschaftlichen Fahrplanbeschränkungen unterworfen haben. Dies, obgleich gerade uns die Reduktion von Halte-

stellen und Routen besonders hart treffen mußte, weil eben der Migros-Wagen gleichzeitig Transport- und Verkaufs-Instrument ist.

Dabei ist eines besonders bemerkenswert: Als der erste Vorstoß gegen die Migros-Wagen kam, in Form einer wohlmeinenden „privaten“ Anregung an das Kriegs-Industrie- und Arbeits-Amt, da hat man wenigstens noch die Vorsicht besessen, die Einstellung der Migros-Wagen nur an jenen Orten zu verhängen, wo ein Migros-Laden vorhanden sei. Heute beunruhigt man sich schon viel ungenierter. Die Migros-Wagen sollen überall weg, auch da, wo kein Migros-Laden ist; die Kunden der Migros sollen dann halt in die Spezialehändler pilgern, wo sie entsprechend freundlich empfangen werden dürfen. Für die entstehenden Preisdifferenzen können sie sich dann bei der „Schweiz. Spezialehändler-Zeitung“ brieflich bedanken.

Der Konsument ist aber kein Herdentierchen, das man nach Belieben in diesen oder jenen Pfertch sperrt —

das sei Ihnen nochmals in Erinnerung gerufen, verehrte „Spezialehändler-Zeitung“. Sie haben ihn aus dem Busch geklopft mit den unvorsichtigen Worten, von „niemand, der ohne Migros-Wagen verhungert“. Er wird sich zu wehren wissen gegen Machinationen, die letzten Endes auf Verteuerung seiner Lebensmittel hinauslaufen. Der Schweizer hat es nicht besonders gern, einem Zwang unterstellt zu werden — auch nicht den Zufall im Spezialehändler.

Anti-Migros-Propaganda auf dem Lande

In einer Reihe von Landzeitungen erscheint ein anonym Artikel (Korr. usw.), in dem behauptet wird, die Migros verkaufe Chiesi zu 60 Rp. Das wäre ja zu schön für die Hausfrau! Tatsächlich verkaufen wir in Zürich das Kilo zu 80 Rp. — zählen aber den Produzenten den rechten Preis —, nicht zuletzt, um zu verhindern, daß die Kirchen ins Brennfaß wandern, sondern die Hausfrau davon profitieren.

Der Zweck der falschen Preisangabe im genannten Artikel ist aber durchsichtig. Man will vor allem die Migros den Bauern einmal mehr als Preisdrücker vorstellen.

Und gegen das protestieren wir!

Tatsache ist, daß wir in einer Woche 300 000 Kirschen placierten, davon einen wesentlichen Teil bei unserer eigenen Fabrik, der Produktion AG, Meilen, die 125 000 kg Kirschen zu den offiziellen Preisen abgenommen hat, um den Markt zu entlasten. Heute könnte man die „gerupften“ sogenannten Konservenkirschen erster Qualität von Händlern zu 50 und 60 Rp. kaufen anstatt bis zu 80 Rp., wie wir bezahlen. Die Differenz macht nicht weniger als 20 000 bis 25 000 Fr. aus, die wir den Bauern mehr bezahlen.



Der Ausweg aus dem Zuckermangel

Rübenzucker ist knapp; das empfinden die Hausfrauen ganz besonders jetzt, wo sie vom Früchtesegen einen größeren Vorrat für später anlegen möchten. Mit Birnen-Dicksaft können Sie den Zucker strecken. Dieses neue Produkt eignet sich als Ersatzmittel wie auch zum Süßen von Speisen, Kompott, Konfitüre, Bircher Müsli, Gebäck usw.

Birnen-Dicksaft, eisigsaft

Dose zu 1 kg netto, inkl. Wust . . . 3.50
 Dose zu 665 g netto, inkl. Wust . . . 2.50



Die ganze Familie liebt den guten MIGROS Kaffee

Bonarom	Paket 150 g	-85
Campos	Paket 150 g	-70
Columban	Paket 150 g	-80
Exquisito	Paket 150 g	-90
Zaun, koffeinfrei	Paket 150 g	-85

Hiesiges Obst und Gemüse

Täglich große Anfuhrn zu günstigen Preisen

Ein Qualitätsprodukt aus erstklassiger, reiner Seife und deshalb für das Waschen und die Pflege aller Textilien mild und schonend.



«Weisse Wolken», die hochprozentige, leichtlösliche Reinsseife in Pulverform. Für alle Wasche, auch Feingewebe aus Seide und Wolle. Einfallgewicht 280 bis 290 g, 200 Einheiten
 Nettopreis, inkl. Wust **-85**

Mir müend huse...!
 Drum göm mer zur
MIGROS